Sozialdemokratische Flugschriften

19.

Dichtung und Wahrheit über 1813

Preis 10 Pfennig

Berlin 1913
Verlag: Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G.m.b.H., Berlin SW.68
(Hans Weber, Berlin)

Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H., Berlin SW. 68

Sozialdemokratische Flugschriften

Unter diesem Sammeltitel erscheint auf Veranlassung des Parteivorstandes eine in zwangloser Reihenfolge herausgegebene Serie von Flugschriften. Jedes der Hefte soll in leicht verständlicher Form Fragen des öffentlichen Lebens behandeln, die für die Arbeiter von besonderer Bedeutung sind. Jede dieser für die Massenverbreitung bestimmten Schriften ist für sich abgeschlossen.

Die „Sozialdemokratischen Flugschriften" sollen die Einwendungen der Gegner gegen unsere Weltauffassung widerlegen und die von unserer Partei befolgte Politik rechtfertigen. Sie sollen den Lügen und Verleumdungen, mit denen gegen die Arbeiterklasse gehetzt wird, entgegentreten. Sie verfolgen aber auch den Zweck, das Verständnis für den Sozialismus in weitere Kreise zu tragen und der Sache des Proletariats neue Anhänger zu werben.

Erschienen sind:

Heft 1: Sozialdemokratie und Arbeiterversicherung (vergriffen)
Heft 2: Volksbildung, Wissenschaft, Kunst und Sozialdemokratie
Heft 3: Sozialdemokratie in den Gemeindevertretungen
Heft 4: Die Sozialdemokratie und die technischen Angestellten in Industrie und Gewerbe, Bergbau, Schiffahrt und Landwirtschaft
Heft 5: Die Sozialdemokratie und das Heer
Heft 6: Lebensmittelwucher und Warenteuerung
Heft 7: Beamtenschaft und Sozialdemokratie
Heft 8: Die indirekten Steuern und Zölle. Wer sie zahlt und wem sie nützen
Heft 9: Warum mußt Du Sozialdemokrat sein.
Heft 10: Die Sozialdemokratie als Arbeitgeberin und Unternehmerin
Heft 11: Die Landbevölkerung und die Sozialdemokratie
Heft 12: Imperialismus oder Sozialismus?
Heft 13: Der Reichsverband gegen die Sozialdemokratie vor Gericht
Heft 14: Die Greuel des Krieges
Heft 15: Krieg dem Kriege.
Heft 16: Der Wahlrechtskampf vor dem Reichstage.
Heft 17: Weckruf zur Preußenwahl.
Heft 18: Das Wahlrecht und die Parteien.

Der Preis der einzelnen Hefte beträgt 10 Pf. — Vereine und Gewerkschaften erhalten bei Bezug für Massenverbreitung billigste Preise.

Dichtung und Wahrheit über 1813.

I. Das Zeitalter der Feste.

Will man das Zeitalter Wilhelms II., der demnächst fünfundzwanzig Jahre Deutscher Kaiser und König von Preußen sein wird, nach einem äußeren Kennzeichen benennen, so wird man es als das Zeitalter der Feste bezeichnen können. Schier zahllos ist die Menge der offiziellen Feiern, die in diesen fünfundzwanzig Jahren das Deutsche Reich hat über sich ergehen lassen müssen. So ununterbrochen folgten sie einander wie die Filmmeter im Kinematographentheater. Einweihungen und Denkmalsenthüllungen, Städtefeiern, Provinzial- und Universitätsfeste, prunkvolle Fürstenbesuche und Stapelläufe: das alles wechselte in endloser Folge miteinander ab. Dazu kamen dann als besondere Eigenart die Jubiläumsfeiern: Erinnerungen an Kriegszüge und Schlachttage vergangener Zeiten, an Königs- und Kaiserkrönungen; heute hatte dieser, morgen jener Landesteil den Vorzug, gerade zweihundert oder dreihundert Jahre der „Krone Preußen" zugehört zu haben; dann wieder bestand irgendein Regiment gerade hundert Jahre oder es gab irgendwelche anderen „Zentenarfeiern"; es gab einen Wilhelmstag, einen Luisentag, einen Gedenktag an den „großen" Kurfürsten, den „großen" König, den „großen" Kaiser. Und jedes Fest bedeutete einen „Merkstein", jedes wurde verherrlicht durch Reden — Reden, deren Sammlung heute schon manchen stattlichen Band füllt.

Allmählich hat sich das deutsche Volk und hat sich vor allem die deutsche Arbeiterklasse daran gewöhnt, alle diese Feste gänzlich unbeachtet zu lassen. Mögen die Toten ihre Toten feiern! Andere Feste sind es, die aus ihrem Geiste, ihren Idealen, ihrer Kulturmission heraus die Arbeiterklasse sich geschaffen hat: der 18. März, der Tag des Gedenkens an die großen Freiheitskämpfe der Vergangenheit; der 1. Mai, der Tag des zukunftsfrohen Hoffens auf den Tag des letzten Sieges. Daneben unsere Feste des Kampfes — die Gewerkschaftsfeste, an denen der Gedanke der Klassensolidarität aller Proletarier, der Gedanke der Organisation im Mittelpunkt unseres Denkens und Fühlens steht; unsere Sängerfeste, in denen das Werden und Wachsen einer vom proletarischen Geiste getragenen Kunst kraftvoll sich ankündigt!

So hat es denn die Arbeiterklasse wahrlich nicht nötig, bei Festen gaffend oder schreiend mitzuwirken, deren tiefster Sinn ihrem Wesen fremd, ihren Interessen feindlich ist. Kalt und teilnahmslos steht sie all dem offiziellen Festlärm gegenüber — ein Achselzucken ist alles, was sie dafür übrig hat.

Indessen — es gibt Fälle, in denen es mit diesem kühlen Beiseitestehen nicht getan ist. Wenn der offizielle Jubiläumslärm, wie er sich austobt in dem leeren Schaugepränge höfisch-zeremonieller oder kirchlicher Festakte, in Paraden und Fackelzügen, in Jubiläumsmedaillen, Erinnerungsschriften, Feierhymnen, Jubelartikeln und in Festreden, gehalten von Generalen, Pastoren und Oberlehrern, — wenn, sagen wir, dieser

P
K
Ugesb. Amt
€9,- (5) 18

wüste offizielle Jubiläumslärm auch solche Gebiete der deutschen Vergangenheit zu überschwemmen droht, an die sich in der Tat wertvolle Erinnerungen des deutschen Volkes knüpfen, und wenn, um das möglich zu machen, die offizielle Geschichtsklitterung sich dann auswächst zur dreisten Geschichtsfälschung, dann ist verächtliches Schweigen nichts anderes als Pflichtverletzung. Ebenso natürlich dann, wenn eine durch religiöse Schwärmerei irregeleitete Geschichtsbetrachtung in gutem Glauben die historischen Vorgänge so darstellt, daß sie — direkt auf den Kopf zu stehen kommen!

Ein solcher Fall liegt jetzt vor bei der unter gewaltigem offiziellem Getöse inszenierten Jahrhundertfeier zum Andenken an Preußens und Deutschlands Erhebung im Jahre 1813. Diese Erhebung gehört zu den sehr wenigen Blättern der deutschen Geschichte, auf die das Volk wirklich mit dem Gefühl einer gewissen stolzen Genugtuung zurückblicken kann. Und wir wollen den Glanz dieses Blattes uns nicht verdunkeln lassen durch die Nebel einer religiös-mystischen Geschichtsauffassung, deren naive Kindlichkeit nicht dadurch entschuldigt wird, daß sie gewiß sehr aufrichtig gemeint ist.

Dazu kommt noch ein anderes: Gerade dieser Jubiläumswein wird dem deutschen Volke zu dem sehr durchsichtigen Zweck kredenzt, eine Stimmung des allgemeinen Rausches zu erzeugen, in der dann die Riesen-Militärvorlage glatt angenommen und die Erzielung „guter" preußischer Landtagswahlen ermöglicht wird. Aber der Genuß dieses Jubiläumsweines müßte schließlich einen furchtbaren Katzenjammer nach sich ziehen. Und auch, um die Massen vor diesem Katzenjammer zu bewahren, gilt es, das deutsche Volk nachdrücklichst vor dem Genuß des verderblichen Rauschgetränkes zu warnen.

Damit ist auch der Zweck dieses Heftchens umschrieben, das auf seinen knappen sechzehn Seiten natürlich nicht daran denken kann, eine — auch noch so skizzenhafte — Geschichte der Zeit vor hundert Jahren zu geben, sondern das nur in einigen wenigen Punkten der afterpatriotischen Legende entgegenstellen will die nackten Tatsachen der geschichtlichen Wahrheit.

II. Das „Strafgericht Gottes".

Von manchen Wortführern des offiziellen Festrummels wird die Auffassung vertreten, der Zusammenbruch Preußens sei die Strafe Gottes gewesen für die Abkehr vom rechten Glauben, von wahrer Frömmigkeit und von deutscher Gesinnung, wie sie nach dem Tode Friedrichs II. um sich gegriffen habe. Solange der fromme alte Fritz lebte, seien die preußischen Waffen vom Glück begleitet gewesen. Später dann, in den Tagen der „Religionslosigkeit", habe des Himmels Strafgericht sie mit Niederlagen geschlagen.

Wir zweifeln nicht daran, daß die Leute, die diese Meinung öffentlich vertreten, von der Wahrheit dessen überzeugt sind, was sie reden. Nichtsdestoweniger ist sie so falsch wie nur irgend denkbar. **Genau umgekehrt wird ein Schuh daraus!**

Wenn es je einen deutschen Fürsten von undeutscher und unchristlicher Gesinnung gegeben hat, so ist es Friedrich II. gewesen. Zunächst ein Wort über sein „Deutschtum"! Zu Rußland stand Friedrich II. in den letzten Jahrzehnten seiner Regierung in einem ent-

würdigenden Vasallenverhältnis; mit Frankreich hat er — schon zu Beginn seiner schlesischen Kriege und später nach Abschluß des siebenjährigen Krieges — wiederholt gegen das Reich und die Reichsinteressen konspiriert, in geheimen Verträgen hat er sich verpflichtet, der französischen Regierung Helfershelferdienste zu leisten, und so hat gerade er auch die Wahl einer Kreatur Frankreichs zum deutschen Kaiser durchgesetzt. An seinem Hofe wurde nur französisch gesprochen, ebenso bediente sich der König in seiner Korrespondenz und in seinen Schriften ausschließlich der französischen Sprache. Die deutsche Sprache dagegen beherrschte dieser „deutsche" Fürst nur höchst unvollkommen, er redete von ihr als einer Sprache, die für den Pöbel gut sei, in den denkbar verächtlichsten Ausdrücken, ebenso von deutscher Literatur und Kultur — Dingen, denen er mit der vollendetsten Verständnislosigkeit gegenüberstand. Und was seine Frömmigkeit betrifft, so faßte er sie selbst in den knappen Satz zusammen, daß der liebe Gott immer auf der Seite der stärksten Bataillone sei. Er zog den französischen Freigeist Voltaire an seinen Hof — der Kehrreim der berühmten Tischgespräche von Sanssouci war das Wort: „Rottet die Erbärmliche aus!" Und „die Erbärmliche" — das war niemand anders als die christliche Kirche.

Und trotz aller dieser „Gottlosigkeit" Friedrichs alle die Siege der preußischen Truppen!

Nach Friedrichs Tode jedoch wurde in Preußen die Frömmigkeit geradezu epidemisch. Seinem Nachfolger, unter dem die Revolutionskriege mit Frankreich begannen, läßt sich gewiß alles mögliche Ueble nachsagen — aber ein „Freigeist" war er ganz gewiß nicht. Unter seiner Herrschaft wurde das beschränkteste Muckertum der Regierungsweisheit letzter Schluß. Dieser Monarch von Gottes Gnaden vergnügte sich vielfach damit, Geister erscheinen zu lassen und anderen derartigen Spuk zu treiben; folgten dem wilden Taumel seiner ausschweifenden Nächte die unvermeidlichen Stunden des moralischen Katzenjammers, dann wurde die Frömmigkeit des Königs direkt gemeingefährlich. Dann ließ er einen Kant wegen Verbreitung unchristlicher Lehren maßregeln, dann machte er abenteuernde Dunkelmänner, wie die Wöllner und Bischoffwerder, zu Ministern und erließ „Religionsedikte", durch die er „dem Unglauben und Aberglauben, mithin der Verfälschung der Grundwahrheiten des Glaubens der Christen und der daraus entstehenden Zügellosigkeit der Sitten" Einhalt tun und dem schlimmen Treiben „gefährlicher Menschen und neuer Lehrer" ein Ende machen wollte. „Diesem Unwesen (der Aufklärung) wollen wir in unseren Landen schlechterdings gesteuert wissen." Jeder Geistliche, der vom strengsten Buchstabenglauben irgendwie abwiche, solle „mit unfehlbarer Kassation oder mit Härterem" in Strafe genommen, jedem „solcher Subjekte" sollte alle fernere Betätigung ein für allemal unmöglich gemacht werden.

So sah die „Gottlosigkeit" aus, die „nach dem Hintritt des großen Königs" in Preußen um sich griff, und die dann schließlich auch die Niederlage von Jena verschuldet haben soll!

In Wahrheit war es die gewaltsame Aufrechterhaltung des innerlich längst vermorschten und verfaulten feudalen Ständestaates, die Preußen zur Ohnmacht verdammte gegenüber den Heeren der französischen Revolution, unter deren Fahnen das bürgerliche Zeitalter klirrend seinen Einzug auch in Deutschland hielt. Bauernbefreiung und Gewerbefreiheit, bürgerliches Recht und moderne Staats-

verwaltung: das waren die Zeichen, unter denen das revolutionäre Frankreich das feudal-zünftlerische und absolutistische Preußen zu Boden schlug. Der geprügelte und gepeinigte Zwangssoldat des preußischen Exerzierdrills erlag dem „Sanscoulotten", dem „Herrn Ohnehosen" der französischen Armee, der unter dem donnernden Sturmgebraus der Marseillaise, in todverachtender Begeisterung für die gewaltigen Errungenschaften der großen Revolution ins Feld zog. Der französische Soldat verteidigte die Ehre und Freiheit seines Vaterlandes, er wußte, wofür er kämpfte; der preußische Soldat wurde mit dem Stock ins Feld getrieben für die Interessen seiner feudalen Ausbeuter.

Und so mußte denn der Sieg den Franzosen zufallen, trotzdem sie eben erst den lieben Gott feierlich entthront und die „Vernunft" an seine Stelle gesetzt hatten; so mußten die Preußen unterliegen, obwohl ihnen außer dem militärischen Gehorsam auch der rechte Glaube nach Noten eingebleut worden war.

Daß es der „Geist des Jahrhunderts" war, der den französischen Heeren auf ihrem gewaltigen Siegeszuge voranflog, das erkannte ein deutscher Liberaler noch im Jahre 1820 an, als er (im „Manuskript aus Süddeutschland") die Sätze niederschrieb:

„Tausende, die Edelsten und Besonnensten, haben es gefühlt, daß sie einer großen Sache dienten, als sie, vereint mit den Reihen der Franzosen, unsterbliche Siege erfochten. Die französische Armee war selbst eine der größten Erscheinungen des Jahrhunderts, fähig, starke Seelen bis zur erhabensten Begeisterung hinaufzuschwingen, sie auf die Höhe des Jahrhunderts zu stellen. . . . Der einzelne war nur der vom Schicksal berufene Feldherr, die Unbilden der Vergangenheit zu rächen, um die Bahn zu ebnen, die einer besseren Zukunft entgegenführt. Unter ihm fochten Helden für die Sache der Menschheit. . . . Sie dienten dem Geist des Jahrhunderts." . . .

III. Die Wiedergeburt.

Wollen wir der offiziellen Legende glauben, so verdankt Preußen seine Wiedergeburt nach dem Zusammenbruche von Jena in erster Linie der, wie kürzlich ein agrarisches Blatt schrieb, „weitschauenden" Politik seines Königs, dem tatkräftigen Eingreifen des ihm zur Seite stehenden „Engels", der Königin Luise, und der anderen „geborenen Führer der Nation", sowie vor allen Dingen der nun endlich erfolgten Rückkehr des Volkes zum einfältigen Glauben seiner Väter.

Auch hier zeigt uns eine nüchterne Betrachtung, daß das Gegenteil der Legende geschichtliche Wahrheit ist.

„Alle Reformen, die als Preußens Wiedergeburt bezeichnet zu werden pflegen, waren gegen die Wünsche der bis dahin herrschenden Klasse durchgesetzt worden", sagt der bürgerliche Historiker Richard Schwemer, und alle Dokumente der Zeit geben ihm recht. Keiner der großen preußischen Reformminister jener Jahre ist ein geborener Preuße gewesen, sie alle hatten zu kämpfen mit dem ständigen Widerstande des Königs, dessen Beschränktheit gar nicht zu fassen vermochte, worauf die ganze Reformgesetzgebung hinauslaufen sollte, und der den Minister vom Stein zweimal davonjagte. Das erste Mal entließ er ihn wegen seines „respektwidrigen und unanständigen Benehmens" und attestierte ihm schriftlich, daß er ein „widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener" sei; das zweite Mal fiel Stein einer erbärm-

lichen Intrige zum Opfer, die der „Engel" Luise gemeinsam mit den preußischen Junkern angezettelt hatte. Diese waren auf Stein zornig, weil er ihre Rittergüter verglichen hatte mit „Höhlen von Raubtieren", in deren Umkreise das Land weit und breit einer Einöde gliche, Luise aber haßte Stein, weil er — allerdings vergeblich — versucht hatte, ihrer wahnwitzigen Verschwendungssucht wenigstens in den Tagen der allerschlimmsten Not des Landes ein wenig Einhalt zu tun und sie von allzu kostspieligen Vergnügungsreisen ins Ausland abzuhalten. So verbanden sich denn Luise und die Junker zum Sturze Steins, indem sie einen vertraulichen Brief des Ministers in die Hände Napoleons, des Landesfeindes, zu spielen und Stein dadurch unmöglich zu machen wußten.

Gegen die ganze Stein-Hardenbergsche Reformgesetzgebung waren die Junker von Anfang an von tiefstem Mißtrauen erfüllt, insbesondere Stein war ihnen weit verhaßter als Napoleon; sie sahen in ihm einen leibhaftigen „Jakobiner" (was in ihrem Munde die denkbar schwerste Beschimpfung ist) und sparten auch sonst nicht mit Ausdrücken eines wütenden Hasses. Aber auch Stein machte aus seiner Meinung über die ostelbischen Junker kein Hehl: an das Wort von den „Höhlen von Raubtieren" erinnerten wir schon; an anderer Stelle nennt er den ostelbischen Adel „ein Zwitterding, in dem noch ein Stück von einem wilden, längst ausgestorbenen vorsintflutlichen Tier steckt". In den Gebieten dieses Adels wehe „zu viel polnische und russische Luft", diese Junker hätten nichts anderes als „hinterliche und hinderliche Gedanken und Ansichten", und er „verbitte" es sich, ihn mit solcher Sorte von „Edelleuten" auf eine Stufe zu stellen.

Und weiter erklärte Stein, daß er nichts erhoffe von „der Weichlichkeit der oberen Stände und dem Mietlingsgeiste der öffentlichen Beamten". Ebensowenig erhoffte er von dem Hofe Friedrich Wilhelms III. und seiner Luise: „Ich verspreche mir nichts von den Ingredienzien dieses Hofes; es ist eine geistlose, geschmacklose Zusammensetzung, keiner anderen als der faulenden Gärung fähig."

Aber so falsch es ist, wie die Leser sehen, die große preußische Reformgesetzgebung zwischen 1807 und 1813 dem Verdienste des Hofes und der Junker aufs Konto zu schreiben, so richtig ist es auf der anderen Seite, daß eben diese Reformgesetzgebung (und nicht irgendein mystischer, in der geschichtlichen Wirklichkeit zudem nirgends nachweisbarer Umschwung des religiösen Geistes) es gewesen ist, die Preußens Wiedergeburt zuwege gebracht und die Erhebung von 1813 vorbereitet hat. Die preußische Städteordnung und das Oktoberedikt, das den alten Ständestaat beseitigte, die allgemeine bürgerliche Rechtsgleichheit anbahnte und die preußische Bauernbefreiung wenigstens einleitete, Hardenbergs „Regulierungs"verordnung über das Verhältnis zwischen junkerlichem und bäuerlichem Eigentum, die Reform der preußischen Staatsverwaltung und des preußischen Steuerwesens, die Einführung mindestens der Grundlagen einer modernen Gewerbefreiheit, die militärischen Reformen des Nicht-Preußen Scharnhorst, der die Schaffung einer Landwehr vorbereitete, die Grundlagen zur Schaffung der allgemeinen Dienstpflicht legte, der das alte Söldnerheer und mit ihm auch die allerbarbarischsten Strafen, wie besonders das berüchtigte Spießrutenlaufen, beseitigte: alle diese Dinge waren es, die Preußen allmählich innerlich gesunden ließen. Sie ließen im preußischen Volke nach und nach die Empfindung wachsen, daß es auch in Preußen wertvolle Güter zu verteidigen gäbe, und als dann die Last der Napoleoni-

schen Kriegskontributionen und der unaufhörlichen Feldzüge unerträglich geworden war, da setzte diese Empfindung sich um in die prächtige Tat der großen Volkserhebung von 1813. Dieselben inneren Gründe, die einst den französischen Waffen den Sieg über die Preußen verliehen hatten, machten nunmehr den Ansturm der preußischen Landwehrmänner gegen Napoleon unwiderstehlich.

Aber die größere oder geringere „Gottlosigkeit" hat mit dem allen auch nicht das geringste zu tun: weder waren die Preußen im Jahre 1813 frommer als im Jahre 1806, noch waren die Franzosen jetzt noch gottloser als sieben Jahre vorher. Und die Männer der Erhebung, die Stein und Hardenberg, die Scharnhorst und Gneisenau, die (nach Hardenbergs Wort) in Preußen „die Ziele der Revolution angeeignet, demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung verwirklicht" hatten, diese Männer konnten es an „Frömmigkeit" im Sinne des rechten christlichen Glaubens ganz und gar nicht aufnehmen mit jenem Friedrich Wilhelms II., unter dessen glorreicher Regierung die preußischen Truppen ihre ersten schweren Schlappen gegenüber den Heeren der französischen Revolution erlitten hatten.

IV. Das Verfassungsversprechen.

Ueber einen Punkt aus der Geschichte der Zeit vor hundert Jahren gleitet die sonst so redselige offizielle Geschichtslegende mit einer außerordentlich verdächtigen Schnelligkeit hinweg: das sind die wiederholten feierlichen Verfassungsverheißungen aus den Jahren 1808 bis 1815. War bei diesen Verheißungen auch keineswegs an einen Parlamentarismus gedacht, wie er den entwickelten Formen der kapitalistischen Gesellschaft entspricht und ist auch der Hauptträger des Verfassungsgedankens jener Jahre, der Freiherr vom Stein, keineswegs ein moderner Liberaler im Sinne des vollentfalteten Kapitalismus, kann man also die Verfassungsbestrebungen jener Jahre auch keineswegs ohne weiteres gleichsetzen mit den Verfassungskämpfen unserer Tage, so hat dennoch das preußische Volk in diesem Jahre 1913, da ein anderes uneingelöstes preußisches Königsversprechen, das Wahlreformversprechen der Thronrede vom 20. Oktober 1908, ein halbes Jahrzehnt alt werden wird, ganz besonderen Anlaß, sich auch der Geschichte anderer preußischer Königsworte zu erinnern. Auch das gehört zur Jubiläumsfeier in unserem Sinne, wenn wir auch natürlich nicht daran denken, den Herrn Friedrich Wilhelm allein zum Schuldigen an jenem Wortbruch zu stempeln. Wissen wir doch, daß weit mächtiger als auch der mächtigste preußische König (und nun gar als eine Jammergestalt vom Kaliber dieses Friedrich Wilhelm) in dem gesegneten Lande Preußen das Junkertum ist, das noch jedes Königswort in Scherben zerschlagen hat, wenn es seinen Interessen im Wege stand. Und dieses Wissen schützt uns denn auch davor, in den verhängnisvollen Fehler des deutschen Bürgertums zu verfallen, das, statt an die eigene Brust zu schlagen, statt seine eigene Schwachmütigkeit anzuklagen, sich jahrzehntelang in wehmütigen Tiraden über den königlichen Wortbruch ausgeweint hat und darüber nicht zum — Handeln, nicht zum energischen Klassenkampf gegen das Junkertum kam.

Indessen: die Tatsache, daß jeder preußische König mehr oder minder der Gefangene der Junker ist, befreit Friedrich Wilhelm III. natürlich keineswegs etwa von dem Odium des Wortbruchs, und den

gänzlich unverdienten Lobsprüchen, mit denen in diesen Tagen der „König der Befreiungskriege" überhäuft wird, möchten wir hier doch die Tatsache entgegenhalten, daß sogar der oben schon einmal genannte höchst „patriotische" bürgerliche Geschichtsschreiber Schwemer von dem „Unrecht" spricht, das des Königs „Andenken belastet", jenes Unrecht, „daß er das feierliche Versprechen, welches er seinem Volke ... gegeben hatte, nicht gehalten hat ... Daß die Verfassung erst versprochen wurde und dann nicht kam, das war ein schwerer Fehler ...", und als Beweis des Mißtrauens erzeugte es auch wieder Mißtrauen."

In der Tat werden die ganzen „Befreiungskriege" erst verständlich, wenn man sie auffaßt als einen wichtigen Teil des politisch-sozialen Emanzipationskampfes des deutschen und besonders des preußischen Bürgertums. Jene im vorigen Kapitel kurz skizzierte Stein-Hardenbergsche Reformgesetzgebung, die dem Bürgertum eine gewisse Ellbogenfreiheit verschafft und das Bauerntum wenigstens von den drückendsten feudalen Fesseln befreit hatte, sie sollte gekrönt werden durch die Schaffung einer modernen Verfassung, die dem Bürger- und Bauerntum nun auch tatsächlichen Anteil gab an der Regierung und Verwaltung des Staates. Ein solches Verfassungsleben aber konnte sich erst entwickeln nach Abschüttelung der Fremdherrschaft, nach dem Aufhören der fortwährenden Kriegszüge, nach der Wiederherstellung staatsrechtlich ruhiger und sicherer Verhältnisse. So kämpfte denn in den Freiheitskriegen das Bürgertum auch — und wahrlich nicht zum wenigsten — um seine Verfassungsrechte, und die Verheißung einer Verfassung war einer der wichtigsten unter den Faktoren gewesen, die das Bürger- und Bauerntum zur Erhebung und in den Kampf getrieben hatten.

Registrieren wir hier ganz knapp jene Verfassungsverheißungen, die die offizielle Legende so schamhaft unter dem Tische verschwinden läßt!

Da ist zunächst die von Friedrich Wilhelm III. unterzeichnete königliche Verordnung vom 24. November 1808, in der es wörtlich heißt:

„Die Nation .... erhält eine angemessene Teilnahme an der Regierungsverwaltung, indem dem ausgezeichneten Talent in jedem Stand und Verhältnis Gelegenheit eröffnet wird, zum Besten der Verwaltung davon Gebrauch zu machen, und in den neu angeordneten Ständen des Reiches und deren Repräsentanten allein oder gemeinschaftlich mit Staatsdienern zugezogen werden, ersteres in verfassungsmäßig gebildeten ständischen Versammlungen, letzteres in den untergeordneten Behörden des Staates."

Am 27. Oktober 1810 wird das Versprechen wiederholt, „eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation (Vertretung) der Nation sowohl in den Provinzen als für das Ganze" einzuführen. „Dadurch wird sich das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen uns und unserem Volke immer fester knüpfen." Am 7. September 1811 folgt eine neue Verheißung in gleichem Sinne.

In dem berühmten Aufruf von Kalisch vom 25. März 1813 ist dann die Rede von den „unveräußerlichen Stammesgütern der Völker", von der „Freiheit und Unabhängigkeit der Völker Deutschlands", ihrer „Ehre und Freiheit" und davon, daß die Neugestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse des „wiedergeborenen" Deutschland „ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben" solle; dieses Werk müsse geboren werden „aus dem ureigensten Geiste des deutschen Volkes".

Endlich erläßt am 22. Mai 1815, nachdem Napoleon von Elba entflohen ist und wiederum an der Spitze eines großen Heeres die Throne der Herren von Gottes Gnaden bedroht, Friedrich Wilhelm III. eine Kabinettsorder, in der er — um die Nation noch einmal unter die Waffen zu bringen — wiederum eine Verfassung verspricht, „um der preußischen Nation ein Pfand des Vertrauens zu geben". Noch am 1. September des gleichen Jahres solle in Berlin eine Kommission zusammentreten, um die Vorarbeiten für die Schaffung einer „Repräsentation" zu erledigen.

V. „Der König rief, und alle, alle kamen".

So heißt es in einem gewiß sehr „patriotischen", aber ebenso gewiß auch herzlich schlechten Liede, das den von Hauff dem Gespötte der Mit- und Nachwelt überlieferten Hofrat Henn-Clausen zum Verfasser hat. „Der König rief, und alle, alle kamen" so heißt es auch auf etlichen Millionen von Drei- und Zweimarkstücken, die im März dieses Jahres zur Erinnerung an 1813 von der Berliner Münze geprägt und ausgegeben worden sind. Und Wilhelm II. erzählte am 10. März, „im heiligen Zorne gegen den Bedrücker" sei **„das Volk dem Rufe seines Königs gefolgt"**, jenes Königs, den am gleichen Tage in Breslau ein Sohn Wilhelms II. feierte als den **„großen König"**.

Schade nur, daß auch diese patriotische Legende vor der geschichtlichen Wahrheit dahinschmilzt wie Schnee an der Sonne . . .

„Wer die Aufzeichnungen der Zeitgenossen und den Gang der Begebenheiten kennt, der weiß nur zu sicher, daß kaum einer weniger mit dem Herzen bei der Erhebung und jedenfalls keiner weniger ihre Seele war als Friedrich Wilhelm III.". So heißt es sogar in dem Leitartikel der sanftliberalen „Vossischen Zeitung" vom 17. März 1913 (Nr. 138) — und die „Vossische Zeitung" hat recht.

Erinnern wir uns nur, wie zum Beispiel Varnhagen von Ense in seinen berühmten Tagebüchern den preußischen König schildert:

„Friedrich Wilhelm der Dritte war . . . kein angenehmer Herr. . . . Er war immer trocken, schüchtern, langweilig zum Entsetzen, und besonders unschlüssig — ach Herr Jemine, was war der Herr unschlüssig, nicht die kleinste Sache war, über die er nicht gezweifelt hätte, die er nicht aufgeschoben hätte, solange es nur möglich war; er mußte zu allem gedrängt, gestoßen werden, und suchte doch immer bis auf die letzte Minute Ausflüchte."

Das stimmt ganz genau mit dem überein, was der Junker von Marwitz wütend über Friedrich Wilhelm schrieb:

„Man hat ihm Unentschlossenheit und Mangel an Selbstvertrauen vorgeworfen; aber ganz mit Unrecht: **er war jederzeit entschlossen nichts zu tun.**"

Gilt diese Charakteristik für das ganze Wesen des Königs überhaupt, so gilt sie doppelt und dreifach für sein Verhalten im Jahre 1813.

Noch um die Jahreswende betrieb er eifrigst die Verlobung seines ältesten Sohnes und späteren Nachfolgers mit einer Verwandten Napoleons, und es war ganz gewiß nicht die Schuld Friedrich Wilhelms III., wenn seinem Hause die Ehre dieser Verbindung nicht zuteil wurde. Als mitten in diese Verhandlungen die

Nachricht hineinplatzte, der General Yorck habe mit den russischen Heerführern die bekannte Konvention von Tauroggen abgeschlossen, durch die er die Sache der preußischen Waffen von der der französischen Waffen trennte, da war der biedere König so entsetzt, daß er meinte, bei solchen Nachrichten könne einen gleich der Schlag treffen, und auch unter den preußischen Hofjunkern, den Kalckreuth, Voß, Ancillon, Hatzfeld u. s. f. erregte der Gedanke, Preußen solle sich gegen Napoleon erheben, nach Treitschke „Entsetzen". Der König sandte sofort einen besonderen Gesandten, eben den Fürsten Hatzfeld, nach Paris zu Napoleon, um diesem die tiefste Entrüstung des Königs über Yorcks „Verrat" auszusprechen und ihm Preußens treues Festhalten an dem Bündnis mit Frankreich zu versichern. Offiziell wurde über die Stellung des Königs folgendes bekannt gegeben:

„Unser Monarch empfand den lebhaftesten Unwillen über den Verrath des Generals v. York, wovon er gestern die betrübende Nachricht erhielt. Se. Majestät befahl am nemlichen Tage folgende Maßregel: Alle Mittel sollen ergriffen werden, um den General v. York festzunehmen und ihn nach Berlin zu führen, um allda nach dem Unerhörden seines Verbrechens gerichtet und bestraft zu werden .... Wenn der General v. York nicht verhaftet werden kann, so soll er in contumaciam verurtheilt werden. Man versichert, der Fürst von Hazfeld werde sich auf der Stelle nach Paris begeben, um Sr. Majestät dem Kaiser die Gesinnungen des Königs darzulegen, und um durch diese feyerliche Sendung dieselben Gesinnungen ganz Europa bekannt zu machen."

Andererseits versicherte der König dem französischen Gesandten in Berlin, daß er **„durch nichts in seinem politischen System irre gemacht"** werden könne, und daß seine **„Gesinnung rein"** (d. h. franzosenfreundlich) sei. Die Männer, die Preußens Erhebung wollten, nannte er dem französischen Gesandten gegenüber **„Narren"**, und bot ihm an, er **wolle „noch fünfzig- bis sechzigtausend Mann für seinen (Napoleons) Dienst bewaffnen".**

Auch anderen gegenüber schalt Friedrich Wilhelm die Leute, die ihn zum Losschlagen zu bewegen suchten, **„Männer mit angebranntem Gehirn"**, nannte sie **„lächerliche Schreier"** und **„Hitzköpfe"**. „Das Herz des Königs", schreibt Knesebeck, „ward von keiner Hoffnung belebt . . ., er war unerschöpflich in Erfindungen, nur die Unmöglichkeit eines entschiedenen Vorstoßes (gegen Napoleon) beweisen zu wollen."

Der Gedanke an eine allgemeine Volkserhebung erschien ihm als „Poesie" (das war für diesen hausbackenen Pedanten, dem Goethe und Shakespeare ein Greuel waren, das schlimmste, was man sich nur denken konnte). Die Idee, Freiwillige aufzurufen, tat er in dem hilflosen Stammeln seiner „deutschen" Sprache mit den Worten ab: „Ganz gute Idee. Aber keiner kommen."

Paul Bailleu, der preußische Staatsarchivar, schildert das Verhalten des Königs in jenen schicksalsschweren Tagen so:

„Er hatte sich niemals leicht zu entscheidenden Entschlüssen, zu durchgreifenden Willensakten verstanden; das Unglück machte ihn noch scheuer, noch ängstlicher, noch schwarzsichtiger. Er sah in Napoleon, seit er ihn in Tilsit mit scheuer Bewunderung beobachtet hatte, einen überlegenen Genius, dem keiner seiner Gegner entfernt gewachsen sei; von den in seinem eigenen Volke schlummernden Riesenkräften ahnte er nichts. Ueberdies war ihm eine Volkserhebung

ebenso unsympathisch wie die Männer mit „angebranntem Gehirn", die seine Untertanen voreilig dazu aufrufen wollten."

So kam es denn so weit, daß tatsächlich eine allgemeine Revolution in den Bereich naher Möglichkeit rückte, eine Revolution, die samt Napoleon auch Friedrich Wilhelm und manchen anderen Herrn von Gottes Gnaden über den Rhein gejagt hätte. Blücher schrieb an Scharnhorst, daß die Ratgeber des Königs „Verräter und des Totschießens wert" seien, und von den Fürsten selbst sagte er, „wenn sie nicht wollen und sich (dem Kriege gegen Napoleon) widersetzen, dann ist es Zeit, sie samt dem Bonaparte wegzujagen".

Selbst Freiherr vom Stein schrieb, daß ihm „in diesem Augenblicke die Dynastien vollkommen gleichgültig" seien. Ompteda erklärte:

„Wenn der König länger zaudert, so sehe ich die Revolution als unausbleiblich an und wahrscheinlich würde die Armee selber ihr erstes Beispiel und ihr erstes Zeichen geben."

Der Minister Goltz stöhnte:

„Ich sehe kein Mittel, das Ungestüm dieser Menge zu bändigen",

und sehr zutreffend faßt der heutige bürgerliche Historiker Max Lehmann in seiner Scharnhorst-Biographie die Situation in folgenden Worten zusammen:

„Was aus ihm geworden wäre, wenn Friedrich Wilhelm länger gezaudert hätte, darüber kann unter Unbefangenen kein Zweifel sein... Als endlich das Bündnis mit Rußland zustande kam, waren zwei Drittel des preußischen Heeres den Händen des Königs entglitten. Hätten revolutionäre Absichten da bestanden, ... so genügte eine entschlossene Tat, und Friedrich Wilhelm war ein König ohne Heer. Wie aber Königtum und Staat in Preußen gemeinsam gewachsen sind, so kann man nicht ohne Grauen an die Möglichkeit denken, die Gneisenau einmal eröffnet, daß glückliche Anführer dem Herrscherhause hätten den Rang ablaufen können."

In der Tat: Friedrich Wilhelm spielte um Kopf und Krone, als er sich endlich am 17. März entschloß, seinen Namen unter den von Hippel verfaßten „Aufruf an mein Volk" zu setzen (den Abend dieses „denkwürdigen Tages" verbrachte er im Theater, um sich an einem unsäglich albernen Stücke eines unsäglich albernen Possenschreibers zu ergötzen).

Wie schwer dem Könige die Unterschrift wurde, das schildert der bürgerliche Historiker Prutz sehr anschaulich, indem er schreibt, daß Friedrich Wilhelm den Schritt getan habe:

„spät, nicht gern und nicht freudig, sondern immer noch mit innerem Widerstreben und in dem verstimmenden Gefühl des Besiegtseins. Er machte Frieden mit seinem Volk, da dieses allein noch Aussicht auf eine günstige Wendung eröffnete; er ging den Weg, den zu gehen ihm widerstrebte, den sein Volk aber unter der Führung seiner Besten bis zum äußersten zu verfolgen entschlossen war. Seinen Namen unter den Entwurf Hippels zu setzen ist ihm nach alledem sicher nicht leicht geworden. . ."

Noch schärfer drückt sich Varnhagen von Ense in seinen vorhin schon einmal zitierten Tagebüchern aus, wenn er über die Rolle, die Friedrich Wilhelm erst 1806 und dann 1813 gespielt hat, folgendermaßen urteilt:

Alle Berichte und Erörterungen bestärken mich in der alten Ueberzeugung und Einsicht, daß niemand wegen der Unfälle jener Zeit

zu beschuldigen ist, als der König selbst; er hat den ganzen Verlauf des Unglücks bereitet und herbeigeführt. Ich muß aber noch weiter gehen, und behaupte, die Herstellung im Jahre 1813 ist nur geschehen, weil der König nicht einwirkte, sondern überwunden und beseitigt war, überwunden durch die Franzosen, beseitigt durch York, Hardenberg, Scharnhorst, Blücher; Preußen war damals ein Gemeinwesen ohne König."

So! Und damit vergleiche man nun noch einmal das schöne Wort: „Der König rief, und alle, alle kamen" und die Behauptung Wilhelms II., sein Urgroßvater habe den Ruf zur Befreiung ergehen lassen und diesem Rufe sei „das Volk gefolgt".

Es ist schon so, wie der begeisterte preußische Vaterlandsfreund Heinrich von Treitschke es in seinen „Historischen und politischen Aufsätzen" darstellt:

„Zu dem glänzenden Bilde, das die preußischen „Vaterlandskunden" zu entwerfen lieben, verhält sich die Wirklichkeit der preußischen Dinge nicht viel anders, als die Politik Friedrich Wilhelms des Dritten sich verhielt zu den Gedanken Steins und Humboldts."

VI. Die anderen deutschen Fürsten.

Sollen wir nun erst noch die Rolle ausführlich schildern, die die anderen deutschen Fürsten in der Zeit von Deutschlands „tiefster Schmach" und in den Tagen der Erhebung gespielt haben? Wir müssen uns auch hier darauf beschränken, aus der überwältigenden Fülle des vorliegenden Materials ein paar Stichproben zu geben.

Als Napoleon in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts mit mächtiger Faust das Jammergebilde des alten „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" kurz und klein geschlagen hatte, da stürzten sich nach Heinrich von Treitschkes treffendem Worte die deutschen Fürsten „wie ein Geschmeiß hungriger Fliegen" auf den blutenden Körper des Vaterlandes. In hellen Scharen zogen sie nach Paris, um sich von dem Korsen möglichst große Fetzen aus den Gebietsteilen der ihrer bisherigen Souveränität entkleideten weltlichen und geistlichen Fürsten zu erschmeicheln oder zu erlisten. „Häßlich, gemein und niedrig" wie kaum eine andere Staatsumwälzung nennt Treitschke das damalige Verhalten der deutschen Fürsten, und ein Zeitgenosse, der große patriotische Denker Johann Gottlieb Fichte schreibt von den deutschen Fürsten:

„Sie krochen vor dem Auslande, sie eröffneten demselben den Schoß des Vaterlandes; sie würden vor dem Dey von Algier gekrochen sein, und den Staub seiner Füße geküßt haben, seinen natürlichen oder aufgenommenen Söhnen ihre Töchter vertraut haben, wenn sie nur dadurch zu dem ihnen gelegenen Amte, oder zum Königstitel hätten kommen können."

Und gar manche der heute noch in Deutschland regierenden Familien ist ja auch in der Tat erst durch Napoleon zu ihrem Königs-, Großherzogs- oder sonstigen Titel gekommen; sowohl die Wettiner wie auch die Wittelsbacher und mehr als ein Dutzend anderer deutscher Potentatenfamilien. Und sie täten deshalb gut daran, sich als Herrscher nicht von Gottes, sondern als Herrscher von Napoleons Gnaden zu bezeichnen.

Ernst Moritz Arndt nennt die deutschen Fürsten jener Tage „Verbrecher an der deutschen Nation", an die diese Fürsten nie geglaubt, die sie nie gekannt oder geliebt hätten. Und Arndt fährt fort:

„Nie hatten die Fürsten als eine getrennte Partei so fern von der Nation gestanden, ja ihr gegenübergestanden; sie erröteten nicht im Angesicht dieses starken, braven, tapferen Volkes, das sich wie ein unterjochtes behandeln ließ, um den Raub teilen zu können. . . So standet ihr da, und so stehet ihr wie die Krämer, nicht wie die Fürsten, wie die Juden mit dem Säckel, nicht wie die Richter mit der Wage, noch wie die Feldherrn mit dem Schwert. Land habt ihr ungerecht gekauft, ungerecht gewonnen, so werdet ihr es verlieren, vielleicht eher, als ihr träumt . . . . Der Tag der Rache wird kommen . . ."

Im März 1813 spricht Arndt von den deutschen Fürsten als von den „Buben, die so schändlich regiert haben", und im April schreibt er: „Unsere Fürsten und Herren bekehren sich nicht wieder zur Treue. Der Teufel hole sie!"

Den deutschen Soldaten hatte Arndt vorher schon zugerufen, daß ihre Ehre es ihnen gebiete, jenen deutschen Fürsten, die sie für Napoleon ins Feld zu führen wagten, „den Degen im Angesicht zu zerbrechen". Selbst der Junker Marwitz sagt:

„. . . Von dieser Liebe (der Völker zu den Monarchen) war wenig zu sehen . . ., denn diese Monarchen hatten sich weder vorher noch nachher so betragen, daß sie Liebe verdient hätten."

Die Stimmung des Volkes gegen „seine" Fürsten war damals so erbittert, daß Blücher den Massen aus der Seele sprach, als er verlangte, alle diejenigen Fürsten, die nach wie vor dem Verlangen des Volkes zum Trotz bei Napoleon stehen blieben, müßten „hinausgejagt" werden, und daß Scharnhorst nicht weniger dem Gefühl des Volkes Ausdruck gab, als er erklärte, man müsse alle Fürsten, welche zum Begehen solcher Handlung „niederträchtig genug" wären, „ihrer Throne verlustig erklären".

Endlich wurde auch im Aufruf von Kalisch diesen Fürsten in dürren Worten „die verdiente Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen" angedroht.

Aber selbst so starke Beschwörungen konnten es nicht verhindern, daß während der ersten Periode der Befreiungskriege fast alle deutschen Fürsten auf der Seite Napoleons fochten; zum Teil paukte erst die Schlacht von Leipzig (bei der der sächsische König als Napoleons Verbündeter von den vereinigten preußischen und russischen Truppen gefangen genommen wurde!) den Herrschaften „deutsche" Gesinnung ein und einzelne der Herren blieben sogar noch bis zum Ende des Jahres 1813 auf der Seite Napoleons.

VII. Die Opferfreudigkeit der Besitzenden.

„1813 war ein Opferjahr. Lassen wir es 1913 auch sein." So soll Wilhelm II. vor einiger Zeit gesprochen haben. Sieht man auch hier die Dinge im Lichte der geschichtlichen Wahrheit an, so ergibt sich, daß die „Opferfreudigkeit" der Reichen, zumal des ostelbischen Junkertums, im Jahre 1813 kaum größer war als in diesem Jahre des Heils 1913. Auch auf diesem Gebiete ist die Legende eifrig am Werke gewesen, ihre verhüllenden Schleier um die historische Wahrheit zu weben. Zerreißen wir auch diese Schleier!

Im Jahre 1812 schrieb der Reformminister Hardenberg, um die Erhebung finanziell vorzubereiten, eine allgemeine Vermögens- und Einkommensteuer aus. Nach der Schilderung des konservativen Senatspräsidenten Dr. Strutz (wir folgen einem Referate in der Morgenausgabe der „Voss. Ztg." vom 26. März 1913) rebellierten jedoch damals die Besitzenden gegen diesen Plan nicht weniger als heute etwa die Junker gegen den Gedanken einer Erbschaftssteuer. So erhoben z. B. die pommerschen Junker den entschiedensten Protest gegen die „Zumutung", Einkommensteuer zu zahlen, wie auch die edle „Ritterschaft" anderer Provinzen das Ansinnen, sie solle auf die Grundsteuerfreiheit verzichten, als „förmliche Revolution", als Verletzung ihrer heiligsten Güter ansah. An den Rand einer junkerlichen Protesteingabe an den König, in der die Herren behaupteten, sie hätten bereits mit Aufopferung ihres Vermögens dem Vaterlande gedient, schrieb der Staatskanzler Hardenberg wörtlich:

„Wie? Mit Aufopferung eures **Vermögens** habt ihr dem Staat gedient? Ihr littet durch den Krieg und leidet noch durch die Zeitumstände, ihr machtet **große Schulden auf die Provinz, aber wo opfertet ihr euer Vermögen? . . . Wer zahlt denn jetzt die Kontribution? Etwa die kurmärkischen Stände?** — Wird sie nicht aus den Domänen, aus den geistlichen Gütern getragen? Nicht aus den Steuern, die das **Ganze** treffen? **Wo sind eure Aufopferungen, eure Verleugnung?** Läge beides in den Gesinnungen der Unterzeichner, so würde eure **bombastreiche Vorstellung** unterblieben sein."

Und Ernst Moritz Arndt redete die „vaterlandstreuen, opferfreudigen" Junker, die die patriotische Losung ausgegeben hatten: „Lieber drei Schlachten von Jena als ein Oktoberedikt (Reformgesetz)" also an:

„Deutsche Edelleute seid ihr, die ihr den Stern der Ehrenlegion des gallischen Despoten tragt, weil ihr deutsches Blut vergossen? . . . . Ihr schlosset euch zusammen in eitler Hoffart, nicht achtend auf die Zeit und ihren Geist, nicht achtend auf das Volk und sein Bedürfnis, nicht achtend auf euch selbst und eure Ehre . . . . eure elende Eitelkeit, eure aufgeblasene Unwissenheit, eure unbegeisterte Ehrlosigkeit säeten Haß und Zwietracht in Frieden und konnten im Kriege Mut und Hoheit weder fassen noch erzeugen. So standet ihr fern von dem Volk und fern von seiner Kraft und Würde."

VIII. Die große Enttäuschung.

Und nun waren die Schlachten geschlagen, nun saß Napoleon als stiller, abgetaner Mann erst auf Elba, dann auf der Insel St. Helena im Stillen Ozean. Das deutsche Volk aber hoffte nun auf den Preis seines Ringens, das — wie wir das oben des Näheren ausgeführt — nicht nur ein Ringen gegen den „Erbfeind", sondern mindestens ebenso sehr auch ein Ringen um seine staatsbürgerliche Gleichberechtigung gewesen war.

Es wurde enttäuscht, aufs grausamste enttäuscht!

Fichte hatte über den Sinn des (von dem Schriftsteller Hippel verfaßten!) Aufrufes Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk" geschrieben:

„Wenn nun der unterjochte Fürst an sein Volk appelliert, heißt das auch: Wehrt euch, damit ihr nur meine Knechte seid, und nicht eines Fremden? Sie wären Toren."

Solche „Toren" aber wollten die Männer der Befreiungskriege nun eben nicht gewesen sein und deshalb gingen sie, als Jahr auf Jahr ohne die Einlösung der — oben näher erörterten — königlichen Verheißungen verging, endlich daran, Friedrich Wilhelm III. an sein Wort zu mahnen! In jener bescheidenen und geduldigen Art zu mahnen, versteht sich, wie sie biederen preußischen „Untertanen" nun einmal zukommt! Aber auch mit solchen bescheidenen Mahnungen kamen sie beim Könige schön an! „Hochmütig und unredlich" antwortete (nach der Kennzeichnung des bürgerlichen Geschichtsschreibers Klein-Hattingen) Friedrich Wilhelm, jede solche Mahnung sei eine „Entheiligung" seines Versprechens, sei ein „frevelhafter Zweifel"; im übrigen habe er bei seinem Versprechen ja . . . gar keinen Termin für die Einlösung angegeben!

Statt moderner Verfassungen und Volksrechte gab es in Preußen, gab es in ganz Deutschland eine Zeit schwärzester und brutalster Reaktion. Das Einheitsstreben des deutschen Volkes, das so mächtig geklungen hatte in den Schlachtgesängen der Freiheitskriege, es wurde zur Tat in der Einheit der Metternichschen Reaktion, die von Wien aus ganz Deutschland mit einem engmaschigen Netz von Spitzeln, Spionen und Denunzianten überspannte, es wurde zur Tat in der berüchtigten Zentraluntersuchungskommission in Mainz, es wurde zur Tat in den infamen Karlsbader Beschlüssen. Die besten Männer des Volkes, die wackeren Wegbereiter des Jahres 1813: was ernteten sie nun für ihr opfervolles Tun? Verfolgung und Kerker! Ernst Moritz Arndt, der Dichter des allbekannten Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?", wurde seiner Professur entsetzt und in eine hochnotpeinliche Untersuchung wegen staatsgefährlicher „Umtriebe" verwickelt; Jahn, der alte „Turnvater", wurde ins Gefängnis geworfen, dem Volkswirtschaftler List, dem großen Vorkämpfer für die wirtschaftliche Einigung Deutschlands, erging es nicht besser, und Dichter wie Fritz Reuter erlitten das gleiche Schicksal. Besonders auf den Universitäten grassierte das wildeste Fieber der „Demagogen"verfolgung und so mancher hat ein Hoch auf das freie, einige Deutschland im Kerker büßen müssen. Dazu kam, daß in Preußen die Ansätze der Bauernbefreiung, die die Stein-Hardenbergsche Reformgesetzgebung gebracht hatte, durch die berüchtigten „Deklarationen" von 1816 zum guten Teil wieder aufgehoben wurden; in Hannover wurden die Folter und das Spießrutenlaufen wieder eingeführt, in Hessen der Zopf und der Korporalstock. Von den ordengeschmückten Denunziationsskribenten Schmalz und Kamptz wurden die Männer, die ein einiges Deutschland vertraten, als „Jakobiner" verdächtigt, die Selbständigkeit der Landwehr wurde aufgehoben — und so fort bis ins Unendliche!

Hunderttausenden sprach Ludwig Pfau aus der Seele, als er die Worte schrieb:

Wofür wir unser Blut gelassen
in der großen Freiheitsschlacht,
ein Spottlied auf den Gassen
haben sie daraus gemacht.

und wiederum das Empfinden von Hunderttausenden war es, dem Heinrich Heine Ausdruck verlieh in den Versen:

Narren hör' ich jene schelten,
Die dem Feind in wilder Schlacht
Kühn die Brust entgegenstellten,
Opfernd selbst sich dargebracht.

O der Schande! Jene darben,
Die das Vaterland befreit;
Ihrer Wunden heil'ge Narben
Deckt ein grobes Bettlerkleid!

Mutterſöhnchen gehn in Seide,
Nennen ſich des Volkes Kern,
Schurken tragen Ehrgeſchmeide,
Söldner brüſten ſich als Herrn.

Nur ein Spottbild auf die Ahnen
Iſt das Volk im deutſchen Kleid;
Und die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit!

Varnhagen von Enſe, der bitter das „negative" Wirken beklagt, das Friedrich Wilhelm, ſobald er nach den Freiheitskriegen wieder hervorgetreten ſei, überall gezeigt habe, ſchreibt beim Tode des Königs:

„Die Leute ſagen, der verſtorbene König ſei *als ein Wortbrüchiger aus der Welt gegangen*, das ſeinem Volke freiwillig und feierlich gegebene Verſprechen einer Konſtitution habe er nicht erfüllt, und Gott habe ihm doch fünfundzwanzig Jahre dazu Zeit gelaſſen."

„*Unmittelbar nach den Freiheitskriegen*," ſo klagt Varnhagen weiter, habe in Preußen „*die Adelsherrſchaft wieder begonnen*." Und wieder an einer anderen Stelle ſeiner Tagebücher heißt es:

„Nach der friſchen, kräftigen Kriegsbewegung von 1813 bis 1815 ſchien der Kern dieſer ſiegreichen Kräfte für lange Zeit der Herrſchaft ſicher, Hardenberg, Stein, Gneiſenau, Humboldt, Boyen uſw. ſtanden in den höchſten Aemtern, Arndt, Görres, Jahn uſw. genoſſen des größten Anſehens. *Doch ſchon im Jahre 1816 hatten die Ariſtokraten (Servilen, Obſkuranten) entſchieden die Oberhand* und gewannen ſie in reißenden Fortſchritten mehr und mehr, bis nach wenigen Jahren jene Männer und ihre Geſinnung völlig verdrängt waren, oder ſich in untergeordneten Aemtern, in ſchmiegſamer Stellung mühſam hielten. Und wer waren die Mächte, denen dieſe Helden erlagen? *Elende Perſönlichkeiten, ſchwache Talente, gemeine Koterien*, aber ſie beherrſchten den Hof, die Geſellſchaft, die Tageserſcheinung. *So fiel Gneiſenau durch eine plumpe Intrige, Stein wurde weggeärgert, Humboldt verſchickt, dann mit Boyen und Beyme entlaſſen, Gruner entfernt, ich ebenfalls, Arndt und Görres dann verfolgt, Jahn verhaftet, Schleiermacher und Reimer polizeilich gequält* uſw."

Ludwig *Wieland*, der Sohn des bekannten Dichters, beklagt es, daß die Machthaber „mit der Wurzel ausrotten" wollten jene Beſtrebungen, die im Jahre 1813 „ſich nicht bloß auf die äußere, ſondern auch auf *innere* Befreiung hingerichtet haben", und ſetzt auseinander, daß man nicht *dafür* den „fremden Eroberer" aus dem Lande gejagt habe, um nunmehr von „angeſtammten Regenten" unterdrückt zu werden. „Geſetze ſind darum noch nicht gut, weil ſie vaterländiſch ſind, und Willkür taugt nie etwas, wenn ſie auch von angeſtammten Fürſten ausgeübt wird." Eine *Vorſpiegelung* ſei die Behauptung: „es ſei jetzt alles in der ſchönſten Ordnung, und ſo nur der Franzoſe nicht im Lande hauſe, alles nach wie vor zu dulden und zu leiden ... *Der wahre Napoleon* ... iſt nicht auf der Inſel Helena, ſondern (das iſt) die noch überall ſich verlarvende und verſchanzende Willkür."

Zu dem gleichen Ergebnis wie eine Durchſicht der *zeitgenöſſiſchen Zeugniſſe* führt das Studium der *unabhängigen bürgerlichen Geſchichtsſchreibung* unſerer Tage (wohlgemerkt: nur

von der bürgerlichen, nicht etwa von der sozialdemokratischen Geschichtsforschung reden wir hier!).

Treitschke sagt:

„Was war mit allem Blut und Jammer der Völker gewonnen? ... Konnte die Welt wirklich noch über den Sturz der Fremdherrschaft jubeln, wenn auf dem Wiener Kongresse in echt Bonapartischem Geiste mit frivoler Mißachtung der Volkstümlichkeit die Grenzen der Länder bestimmt wurden? Hatte man noch ein Recht, von Freiheitskriegen zu reden, wenn in der Freiheit jene epidemische Verfinsterung der Köpfe begann, das Konvertiten-Unwesen und das lichtscheue Treiben frommer Hexenmeister? Den zwiespältigen Charakter der Freiheitskriege zu leugnen, wird den gesinnungstüchtigen Phrasen der Gegenwart nie gelingen."

In demselben Sinne urteilt Schwemer:

„Es schien wirklich so, als ob nachträglich zum Verbrecher gestempelt werden sollte, wer mit dazu beigetragen hatte, daß das Volk sich erhob zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft, zum Kampfe für König und Vaterland."

Die Jahre nach 1813 waren Jahre des schnödesten Verrats, des Wortbruchs, der Treulosigkeit. Auch von ihnen gelten die Worte, die ein deutscher Dichter, Karl Henckell, einst gesprochen hat von einer anderen Zeit deutscher Schande, von den Tagen des Sozialistengesetzes; wir meinen die Worte:

„Es steht ein Blatt geschrieben
Im Buch der deutschen Schmach,
Das wird der Teufel lieben
Bis an den jüngsten Tag,
Das steht auf schwarzem Grunde
Mit roter Flammenschrift,
Das schwärt aus roter Wunde
So schwarzes Drachengift."

*

Den Massen des deutschen und besonders den Massen des preußischen Volkes aber ist die historische Aufgabe zugefallen, das Testament der Kämpfer von 1813 zu vollstrecken. Einen großen Schritt auf dem Wege zu den demokratischen Zielen von 1813 taten schon die Freiheitskämpfer des Jahres 1848. Aber was damals errungen wurde in heißem Strauße, wofür soviel kostbares Blut verspritzt worden war, ist zum großen Teil durch die Schuld des deutschen Bürgertums wieder verlottert und verloren worden. Dazu gehört in erster Linie **das freie preußische Wahlrecht!**

Nicht durch kirchliche Bittgänge, nicht durch die Beteiligung an leeren höfischen Festen, wie die Liberalen von heute sie nicht verschmähen (ganz im Gegensatz zu den Liberalen des Jahres 1863, des Jahres der Halbjahrhundertfeier der Freiheitskriege!), ehren wir würdig das Andenken der Helden von 1813 und von 1848, sondern **durch die entschlossene Tat des preußischen Wahlrechtskampfes!**

Mögen die preußischen Landtagswahlen, die im Mai dieses Jahres stattfinden, diesen preußischen Wahlrechtskampf um ein gutes Stück seinem Ziele näher bringen. Dem Ziele, durch die endliche Erringung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts für alle über zwanzig Jahre alten Männer und Frauen, die Wege zu ebnen für ein **freies** Preußen und für ein **freies** Deutschland!

Verlag: Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H., Berlin SW. 68. (Hans Weber, Berlin).
Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68, Lindenstr. 69.

Gegen die Schundliteratur

zu kämpfen rufen wir hierdurch erneut die aufgeklärten Arbeiter und Arbeiterinnen auf. Denn es ist tief bedauerlich, daß immer noch allzuviel schlechte Bücher in den Arbeiterfamilien zu finden sind. Es ist keineswegs selten, daß Arbeiter, die es mit Entrüstung von sich weisen würden, zu Mitläufern kapitalistischer Parteien zu gehören, in ihren Wohnungen Schundhefte dulden, in denen eine muckerische, fürstenschmeichlerische Phantasie sich austobt, das wirkliche Leben verzerrend. Gewiß hat, wie der Körper auf Nahrung, auch die Phantasie ein Recht auf würdige Befriedigung. Diesem Unterhaltungsbedürfnis kommt unsere illustrierte Romanbibliothek „In Freien Stunden" entgegen. Arbeiter und Arbeiterinnen!

In Freien Stunden ist Euer Blatt!

Jedes Heft ist illustriert und bringt außer dem Hauptroman noch eine zweite Novelle oder Erzählung und ein kleines Feuilleton: Noveletten, naturwissenschaftliche, kulturhistorische und humoristische Notizen. Jede Woche erscheint ein 24 Seiten starkes Heft für 10 Pfennig. Aber neben den schlechten Romanen sollen auch gleichzeitig die minderwertigen Oeldrucke, die heute noch so häufig die Arbeiterwohnung „schmücken", verdrängt werden. — Aus diesem Grunde hat sich der Verlag entschlossen, jedes halbe Jahr den Abonnenten von „In Freien Stunden"

ein Kunstblatt umsonst

zu geben, und zwar wird ein gut ausgeführter Zweifarbendruck beigegeben. — Wir hoffen, daß diese Neueinrichtung unseren Freunden die Agitation für „In Freien Stunden" erleichtern wird, und bitten wir nochmals im Interesse unserer Sache um weitgehendste Unterstützung. Probehefte liefert jeder Parteispediteur, jeder Kolporteur und der Verlag

Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H.

Berlin SW. 68, Lindenstr. 69

Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H.
Berlin SW. 68

Arbeiter-Gesundheitsbibliothek

Jedes Heft bildet ein abgerundetes Ganzes

Heft 1. Die erste Hilfe bei Unglücksfällen. Von Dr. Christeller
Heft 2. Das erste Lebensjahr. Von Dr. Silberstein
Heft 3. Gesundheitspflege des Nervensystems. Von Dr. Hirschlaff
Heft 4. Der Achtstundentag. Von Dr. Zadek-Berlin
Heft 5. Alkoholfrage und Arbeiterklasse. Von Dr. Fröhlich
Heft 6. Das Schulkind. Von Dr. Silberstein
Heft 7. Geschlechtsverkehr und Geschlechtskrankheiten. Von Dr. Gebert
Heft 8. Nahrung und Ernährung. Von Dr. Chajes
Heft 9. Wie sollen wir uns kleiden? Von Dr. P. Bernstein
Heft 10. Der Arbeiterschutz. Von Dr. M. Epstein
Heft 11. Frauenleiden und deren Verhütung. Mit einem Anhang: Die Verhütung der Schwangerschaft. Von Dr. Zadek-Berlin
Heft 12. Vom medizinischen Aberglauben. Von Dr. E. Thesing
Heft 13. Das Wasserheilverfahren in der Gesundheitspflege des Arbeiters. Von Dr. S. Munter
Heft 14. Verhütung und Heilung des Stotterns. Von L. Jordan. Mit fünf anschaulichen Textillustrationen
Heft 15. Geschlechtliche Erziehung in der Arbeiterfamilie. Von Dr. J. Markuse
Heft 16. Zähne und Zahnpflege. Von Gertrud Rewald. Mit vielen Abbildungen
Heft 17. Bau und Lebenstätigkeit des menschlichen Körpers. Von Dr. Christeller. Mit zahlreichen Illustrationen
Heft 18. Der Geschlechtstrieb. Von Eduard Bernstein
Heft 19. Die Krankenpflege im Hause. Von Joh. Ranker-Mannheim. Mit einer Einleitung des Herausgebers
Heft 20. Die Proletarierkrankheit, ihre Entstehung und Verbreitung, Verhütung und Heilung. Von Dr. Zadek-Berlin
Heft 21. Atemgymnastik. Von Otto Rühle. Mit zahlreichen Illustrationen
Heft 22. Haut- und Haarpflege. Von Dr. B. Chajes-Berlin. Mit einer Abbildung
Heft 23. Wie hüten wir uns vor Herzkrankheiten? Von Dr. E. Rehfisch
Heft 24. Die Hygiene der Arbeiterwohnung. Von Hugo Hillig-Hamburg
Heft 25. Die Schmarotzer des Menschen. Von Dr. A. Lipschütz. Mit zahlreichen Illustrationen
Heft 26. Die Krankheiten des Ohres, der Nase und des Rachens. Von Dr. H. Schwerin. Mit Abbildungen
Heft 27. Sport und Arbeiter. Von Dr. Silberstein
Heft 28. Die Jahre der Geschlechtsreife. Von Dr. Popitz-Leipzig
Heft 29. Volksernährung. Von Dr. Julian Marcuse
Heft 30. Die Berufswahl mit Rücksicht auf die Tauglichkeit für den Beruf. Von Dr. Zadek-Berlin
Heft 31. Die Berufskrankheiten der Buchdrucker. Von Dr. Silberstein
Heft 32. Die Arzneimittel und ihre Verwendung. Von Dr. A. Lipschütz
Heft 33. Das Auge und seine Erkrankungen. Von Dr. W. Seeligsohn
Heft 34. Die Berufskrankheiten der Gasarbeiter. Von Dr. W. Hanauer

Jedes Heft kostet 20 Pfennig

Die Abhandlungen sind für jedermann verständlich geschrieben und sollten in keiner Familie fehlen

Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68